

Der Hunger als ständiger Begleiter

Ruedi Lüthy

In den letzten Wochen hatte ich wieder einmal Zeit, etwas anderes als nur Fachliteratur zu lesen. Ich entschied mich für den Roman «Wir brauchen neue Namen» von NoViolet Bulawayo. Die junge Schriftstellerin stammt aus Simbabwe. Mit 18 Jahren hat sie ihr Land verlassen, um in den USA zu studieren. Inzwischen ist sie eine erfolgreiche Nachwuchsautorin geworden.

Das Leben der Menschen in den Slums von Bulawayo, der zweitgrössten Stadt Simbawwes, wird in ihrem Buch so lebensnah beschrieben, wie ich es in meinem Alltag nur selten erlebe. Hauptfigur ist die zehnjährige Darling, die mit ihrer Mutter in Paradise lebt. Der Name ist verräterisch: Paradise ist ein Slum, wo die Ärmsten hausen, die von der Regierung aus ihren Häusern vertrieben worden sind. Darling und ihre Mutter sind so arm, dass das Geld nicht einmal für eine regelmässige Mahlzeit reicht. «Mein Bauch fühlt sich an, als wenn jemand mit einem Spaten alles rausgeschaufelt hätte.» Mit diesen Worten beschreibt das Mädchen den Hunger, der es jeden Tag plagt. Zusammen mit ihren Freunden geht sie regelmässig in die Gärten der Reichen und klaut Guaven, um sich satt zu essen, «weil hier anscheinend keiner weiss, was er damit anfangen soll».

Wir wohlgenährten Schweizer können uns nicht im Entferntesten vorstellen, wie sich echter Hunger anfühlt. Denn bei Darlings Hunger geht es nicht um das Bauchgrimmen, das wir kurz vor Mittag verspüren. Sie hat schlicht nicht genug zu essen. Auch wenn sie nur eine Romanfigur ist: Ihr Leben ist traurige Realität für ganz viele in diesem Land. Gemäss dem Welternährungsprogramm der Uno sind in Simbabwe bis zu einem Drittel der Bevölkerung, also bis zu viereinhalb Millionen Menschen, unterernährt. Dies entspricht der zweithöchsten Stufe auf der neusten Welthungerkarte der Organisation.

Auch viele unserer Patienten sind unterernährt und brauchen Hilfe. Wir unterstützen sie mit Milchpulver, das die Deza finanziert, sowie mit einem energie- und vitaminreichen Porridge. Bis vor kurzem erhielten wir zudem Unterstützung vom Welternährungsprogramm in Form von Grundnahrungsmitteln wie Mais, Trockenerbsen oder Öl. Doch die Finanzen der weltweit tätigen Organisation, die auf Spenden von Regierungen und Privaten angewiesen ist, sind angesichts der zahlreichen gegenwärtigen Krisen knapp. Im Oktober wurden wir darüber informiert, dass ab November die Nahrungsmittelhilfe gestoppt werde. Es waren schwierige Momente, denn wir konnten und wollten unsere Patienten nicht im Stich lassen. Mit einer zweckgebundenen Spende kauften wir kurzfristig Porridge ein, um die Notlage zu überbrücken, aber wir brauchen eine langfristige Lösung. Denn die meisten von ihnen haben pro Tag weniger als einen Dollar zur Verfügung, um eine sechsköpfige Familie zu ernähren. Sie alle dürften von ständigem Hunger geplagt sein, und bei einer Arbeitslosigkeit von über 80 Prozent wird sich das auch nicht so rasch ändern. Angesichts dieser schlechten Wirtschaftsaussichten gibt es nur eine langfristige Lösung: Wir müssen den Patienten helfen, selber genügend Mais und Gemüse anzupflanzen, um sich und ihre Familie zu ernähren. Mithilfe einer lokalen Organisation wollen wir Familien in den Vororten von Harare entsprechend ausbilden und ihnen die nötigen Werkzeuge und das Saatgut zur Verfügung stellen. Sobald die intensive Regensaison abflaut, können wir loslegen. Mit einem ähnlichen Projekt konnten wir bereits vor einigen Jahren 400 Familien unterstützen. Sie konnten dank verbesserten Anbaumethoden den Ertrag ihrer kleinen Felder deutlich steigern. Und vor allem wurden sie damit von der Nahrungsmittelhilfe unabhängig.

Voraussetzung dafür, dass die Patienten vom Projekt profitieren können, ist eine genügend grosse Fläche fruchtbares Land. Etwa 36 Quadratmeter sind nötig, um eine fünfköpfige Familie zu ernähren. Das haben längst nicht alle. Die Ärmsten der Armen werden wir deshalb auch weiterhin nur mit der Abgabe von Grundnahrungsmitteln unterstützen können. Der Container, in dem wir diese lagern, dürfte also leider noch sehr lange nicht vom Grundstück unserer HIV-Klinik verschwinden.

Ruedi Lüthy lebt seit elf Jahren in Harare, der Hauptstadt Simbawwes, wo er eine Klinik für mittellose HIV-Patienten aufgebaut hat.